

Die mythische Religion der Alten und das Christentum

Von Karl Prümm S. J.

Das Wort „Mythos“ ist heute sehr abgenutzt, zum mindesten ist seine Sinnbedeutung über seinen urtümlichen Inhalt hinaus erweitert. Man versteht unter Mythos vielfach den Inbegriff eines Weltbildes, das einer weiteren Rechtfertigung nicht bedarf, sondern sich durch die Tatsache legitimiert, daß es sich als Erfüllung der besonderen Strebungen des Menschen eines bestimmten Zeitalters ausweist. Dieser Begriff des „Mythos“ hat bei der Überlegung, in die wir jetzt eintreten, vollkommen auszuscheiden. Der Versuch einer Sprachfestlegung, der ihm zu Grunde liegt, ist, das dürfen wir wohl noch kurz beifügen, recht jung¹. Wir haben, wenn wir von mythischen Göttern und Göttermynthen im Folgenden sprechen und beide Befunde nach ihrem Verhältnis zu dem alten Christentum beurteilen, die Pflicht, die Worte „Mythos“ und „mythisch“ im Sinne der Alten zu nehmen.

Es ist eigentlich eine doppelte Frage, vor die wir hier gestellt sind. Die eine betrifft die Gottgestalten der griechisch-römischen Religion. Wir suchen in aller Kürze anzudeuten, wie es wohl zu deren Ausbildung gekommen ist. So werden wir am ehesten auch unser Urteil über den religiösen Wert, den diese Göttergestalten verkörpern können, recht einstellen. Diese erste Frage lenkt in etwa zurück auf die vorgeschichtlichen Wurzeln der antiken Religionen, dringt aber darüber hinaus in den Bereich der Religionsphilosophie. Die zweite Frage betrifft die Mythen, d. h. die Erzählungen, in deren Mittelpunkt diese Götter oder auch die Heroen, die zwischen Götter und Menschen gestellten Überwesen, stehen. Es ist von vornherein einsichtig, daß solchen Mythen unabhängig von jeder religiösen Betrachtungsweise, sicherlich aber unabhängig von der Frage, ob ihr Inhalt als wirklich zu bejahen sei oder nicht, doch ein bildender und erst recht ein ästhetischer Wert innewohnen konnte.

I. Das Alte Testament hat über die Götter der Heiden das vernichtende Wort: *Omnes dii gentium daemonia*. Dieses Urteil ist, recht verstanden, eine notwendige Folgerung, die sich aus den elementarsten Grundlagen schon der alttestamentlichen Offenbarung ergibt.

Zunächst ist hier noch eine kurze Vorbemerkung angebracht. Bei manchen ganz urtümlichen Völkern wird die Vorstellung des einen Gottes in eine stark vermenschlichte Form gekleidet: sie tritt z. B. auf als ein

¹ Dieser Begriff ist durch die Geschichtsauffassung des George-Kreises vorbereitet worden. Nach ihr kreist alle Geschichte um Heroen als Mittelpunkt; das geschichtliche Begreifen der Helden wird Mythos genannt (P. Simon, *Der Christ in der Zeit*⁷, Paderborn 1934, S. 26).

recht realistisch vorgestellter Vatergott². Trotzdem haben wir auch in solchen Fällen vielfach nur eine ungeschickte Wiedergabe des wahren Gottesbegriffes vor uns. Etwas Ähnliches kann von den mythischen Göttern der Völker fortgeschrittener Kulturen, wie sie in der Umwelt von Israel leben, nicht gesagt werden, ebensowenig von den alten Göttern der Griechen und Römer. Diese Gestalten wollen und können nicht, schon allein wegen ihrer Mehrzahl, die Idee des einen Gottes wiedergeben. Sie sind zunächst, vom Standpunkt der philosophisch-einsichtigen und überdies geoffenbarten Wahrheit aus beurteilt, reine Vorstellungsgebilde. Wenn ihnen eine Wirklichkeit entsprechen soll, so kommt nur eine Klasse von geistigen Wesen in Frage, die der Offenbarungsglaube zwischen Gott und Menschen stehend weiß, also die Klasse der reinen Geistwesen. Wenn nun die Bibel mit Bestimmtheit die Götter den bösen Geistern gleichsetzt (auf diese kann allein der Name „Dämonen“ in der Schrift des Alten Testaments gehen), so ist auch das durchaus folgerecht. Denn insofern sich die Verehrung der heidnischen Gottwesen an die Stelle der Verehrung des einen wahren Gottes schiebt, ist sie Abfall von Gott, bei dem gute Geister in keiner Weise beteiligt sein können. Nach dem Alten Testamente stehen die bösen Geister unter einem Haupt, das Widersacher, Satan, heißt. Eine aktive Rolle dieses Widersachers bei dem Abgleiten des Menschen von der Eingottreligion zur Vielgötterei anzunehmen, liegt ganz in der Linie dessen, was schon der Name dieses Wesens über seine gottfeindlichen Absichten ausdrückt³.

Eine Sonderstellung nimmt die Gestalt des Zeus ein. Zwar hat er früh Züge des Wettergottes angenommen, dessen Artbild Graebner vom germanischen Thor bis zum Maori der Südsee in seiner Verbreitung verfolgt hat. Diese Begegnung des Göttervaters mit dem Herrn des Wetters hat nicht eigentlich eine Kontamination herbeigeführt; es sind nur bestimmte Züge im Zeusbild besonders hervorgehoben worden. Es hätte nie bestritten werden dürfen, daß in Zeus ein ursprünglicher Eingott noch durchschimmert. Die Meinung, der Wilamowitz in seinem „Griechischen Glauben“ unverhohlen zuneigt, daß der Machtfülle des olympischen Zeus die bescheidene Größe vieler örtlicher Einzel-Zeus voraufgegangen sei, ist subjektive Deutung eines Tatsachenbefundes, der nach allen Beispielen der völkerkundlichen Religionsgeschichte ganz anders zu erklären ist.

² Darüber handelt das Werk des Verfassers: „Der christliche Glaube und die alth. Welt“ im 2. Kapitel des 1. Bandes, unter III: „Der Vatergott im antiken Heidentum.“ Die hier S. 92 angezogene Darlegung von O. Karrer ist nach einer mir von ihm zugegangenen Mitteilung nicht als ein Versuch gedacht, den Vaternamen Gottes bei den Primitiven zu erklären; sie soll vielmehr das dualistische Weltbild beleuchten.

³ Paulus hält grundsätzlich daran fest, daß die Dämonen mit dem heidnischen Kult zu schaffen haben. Das beweist allein schon der Ausdruck: „Tisch der Dämonen“ (1 Kor. 10, 21). Aber er hat daneben im Anschluß an das Buch der Weisheit eine psychologisch-theologische Erklärung der religiös-sittlichen Gesamtverirrung des Heidentums vorgelegt, die mit bohrendem Scharfblick hineinleuchtet (Röm. 1, 21 ff.). — Die heutige Religionsgeschichte bestätigt die Anschauungen des Weisheitsbuches in wichtigen Einzelheiten; vgl. das in Anm. 2 genannte Werk, 2. Bd., S. 449.

Die örtlichen Zeustypen sind nicht einmal eigentliche Absplitter vom gemeinsamen Urtyp, sie wollen vielmehr diesen sogar ungebrochen auf-fangen, aber ihn in ein besonderes Verhältnis, z. B. des Beschützers, zu einem bestimmten Orte bringen. Es hat darum auch bei den Griechen kaum je ein ernstlicher Zweifel über die Einheit des Zeus geherrscht. Mancherorts ist freilich der Himmelsvater, der so deutlich seine indo-germanische Herkunft verrät, Gottwesen angeglichen worden, die von der vorgriechischen Bevölkerung hervorragenden Kult erhalten hatten, obwohl sie, was die Stufe des Gottesbegriffs angeht, die sie darstellen, als niedere Gottgestalten anzusehen sind. Auf Kreta ging Zeus da und dort auf in dem Wachstumsheros, der alljährlich geboren wird und stirbt. Noch ein später Dichter wie Kallimachos, der Hofpoet des zweiten und dritten Ptolemäers (etwa 310—240 v. Chr.), verrät seinen Unmut darüber. In seinem Hymnus auf Zeus nennt er, den auch von Paulus Tit. 1, 12 angeführten Vers des alten Epimenides aufgreifend, die Kreter Lügner, weil sie dem Zeus ein Grabmal errichtet hätten, und den Euhemeros, der auf diesem Mythos z. T. sein System aufbaute, bezeichnet er in einem seiner Jamben (fr. 10) als einen albernen Schwätzer. So offenbart selbst der freisinnige Dichter noch das Empfinden des Befremdens, das die Griechen einer so weitgehenden Vermenschlichung ihres ehemaligen „Höchsten Wesens“ gegenüber verspürten. Hierher gehören auch verschiedene kleinasiatische, besonders karische Zeustypen. Sie sind in Wahrheit nur griechische Umnennung zumeist des Wettergottes der altkleinasiatischen Bevölkerung, des Gottes der Doppelaxt. Auch der Attisgestalt ist Zeus in Kleinasien angeglichen worden, z. T. über diesen Wettergott hin, so im karischen Stratonikaia (Zeus Panamaros). Niemand hat die Linie, die von der gemeinarischen Vorstellung des Himmelsgottes, ja von dem Eingott der Urstufe, zur Zeusgestalt hinführt, deutlicher herausgearbeitet als Leopold von Schroeder im I. Band seiner „Arischen Religion“ (Leipzig 1914, 445 ff.). Sehr beachtlich ist auch, was er über den römischen Jupiter sagt: „Als höchster Gott, als Himmels-gott und Himmelsvater, als strenger Wächter über Recht und Unrecht, Treue und Untreue, Eid und Vertrag, entspricht Jupiter wohl noch mehr als Zeus dem, was wir von einem Urverwandten des Dyaus-Varuna, einem Erben des altarischen Himmels-gottes und höchsten guten Wesen, erwarten durften. Mehr insbesondere darum, weil ihm manche störende Züge fehlen, die das Bild des Zeus verändert haben, und weil in ihm das Ethische reiner und strenger zum Ausdruck kommt als bei dem großen Olympier; endlich wohl auch darin, daß Jupiter sich wie Varuna als ein mythenloser Gott erweist“ (S. 480).

Aber trotzdem ist sowohl über die Gestalt des Jupiter wie über die des Zeus, wie sie schließlich zur Zeit ihrer Begegnung mit dem Christentum dastand, dies zu sagen: Die Vermenschlichung durch die Mythen war zu weit fortgeschritten. Vom einfachen Volke wenigstens wurden diese Mythen nicht bloß als Hilfsmittel zur sinnlichen Vorstellung eines geistigen Gottes, sondern, wenn nicht als Teilinhalt, so doch als Widerschein der wirklichen Wesensart des Gottes aufgefaßt. So konnte diese

Gestalt die Eingottidee nicht mehr bewahrheiten. Sie mußte von den Verkündern der christlichen Botschaft als ein Teilstück des polytheistischen Pantheons angesehen und abgelehnt werden. Auf die Möglichkeit, daß einzelne Menschen mehr in die Tiefe drangen, an der Zeusgestalt die verwitterten Züge des urtümlichen Eingottes erkannten und sich so zu einer Erneuerung dieses Glaubens aufschwangen, konnte bei der Festlegung des Urteiles der urchristlichen Missionare über den Sinn der heidnischen Gottgestalten keine Rücksicht genommen werden. Vielleicht ist es auch heute noch nicht genügend gewürdigt, welch hoher Wert dieser religionspsychologischen Möglichkeit zukommt, wenn es sich darum handelt, die Frage zu lösen, wie die vom Strome der Gottesoffenbarung an die Patriarchen und Israel nicht berührten Heiden sich die Erkenntnisunterlagen für die geistige Tat eines „theologischen“ Glaubens an den Eingott erwerben konnten.

Der Gedanke einer Vielheit von Gottwesen, die menschengestaltig vorgestellt werden, ist im Prinzip so verfehlt, daß er auf gesundes religiöses Empfinden eher abstoßend wirken muß. Reine Negation übt nun niemals Anziehungskraft auf den Menschen aus. Das bewahrheitet sich auch in der Erscheinung des Polytheismus. Gewiß sind dessen Gottgestalten unmöglich mit der großen universalen Tatsache des Eingott-Daseins zu vereinigen, die nach der Schrift (in etwa auch nach der Erfahrung) sich mit einer Art Notwendigkeit dem Geist des Menschen (namentlich durch die Gewissenstatsachen) aufdrängt. Aber trotzdem kann die Vorstellung einer Vielgötterwelt Teilwahrheiten zum Ausdruck bringen. Ihre Verehrung kann eine Verbeugung sein vor wahrhaft Großem und Gewaltigem, bloß hat sich der Mensch in dem Maß der Verehrung und in der Bestimmung ihres wahren Beziehungspunktes vergriffen⁴.

Der Mensch sieht sich z. B. umgeben von der bunten Fülle des Naturlebens im Pflanzen- und Tierreich. Es packt ihn ein Staunen ob dieses geheimnisvollen Rätsels eines ununterbrochenen Wechsels von Tod und Leben. Mit gewaltiger Triebkraft gebiert die Natur alljährlich das neue Leben, bringt es zur Reife, um sich dann gleichsam wieder in tiefem Schlaf zu verbergen. Der Mensch selbst ist in diesen Rhythmus mit hinein gezogen. Diese geheime Macht, die da webt und lebt im Schoß der Erde, sie ist die Retterin seines leiblichen Lebens, und von diesem hängt auch wieder der Bestand der gesamten äußeren Kultur ab mit Einschluß der geistigen Werte, die diese Kultur hervorbringen kann. So verspürt der Mensch einen inneren Drang, sich vor dieser geheimen Macht der Natur huldigend zu verbeugen. Er hypostasiert sie, d. h. er gestaltet sie in seiner Phantasie zu einer Person. Darin liegt insofern etwas Gesundes, als der Mensch die Notwendigkeit anerkennt, daß wirklich eine denkende Ursache hinter diesen Lebensvorgängen stehen muß, die sich in gleichmäßigem und für den Menschen so wohlthuendem Kreislauf ununterbrochen abspielen. Nun müßte freilich der Mensch in seinen Gedanken eine Unterscheidung vornehmen. Er müßte sich besinnen, daß die Träger

⁴ Vgl. hierzu die schönen Ausführungen von A. D. Sertillanges, *Les sources de la croyance en Dieu* (Paris 1905) S. 34 ff.

dieser Lebensprozesse, Pflanzen und Tiere, und ebenso der Mutterboden der Erde, an den beide Reiche des Lebens gekettet sind, ihm, dem Menschen, unterlegen sind. Sie tragen keine Anzeichen einer geistigen Seele an sich. Eben darum sind sie ganz dem Menschen in die Hand gegeben, daß er über sie herrsche. Der Mensch müßte sich sagen, daß das Zweckvolle der Vorgänge, die er an diesen vernunftlosen Wesen beobachtet, nur auf deren Urheber, auf den Urheber der Gesamtheit aller Dinge, zurückgehen kann, den persönlichen, weltüberlegenen Gott. Es ist nun aber die Tragik des Menschen gewesen, daß ihm die Gestalt des göttlichen Urhebers zwar nach Ausweis der völkerkundlichen Religionsgeschichte in den frühesten Stadien seiner Entwicklung lebhaft gegenwärtig war⁵, daß sie dann aber mehr und mehr entschwand. Zunächst ist sie aus der praktisch geübten Religiosität, dann auch aus dem religiösen Denken überhaupt entglitten, wenigstens soweit dieses nach außen bekundet wurde. Der Kausalitätstrieb mußte sich daher verirren. Statt sich auf die wahre letzte Ursache der Dinge zu besinnen, täuschte er sich auf der Kulturstufe des frühen Ackerbaues das Dasein einer in der Natur selbst wie ein Teil im Ganzen enthaltenen Lebensmacht und gewöhnlich noch eines ganzen Heeres untergeordneter persönlicher Mächte vor, die Einzelvorgänge im Naturleben bewirkten. Es ist das die Welt der Fruchtbarkeitsreligion, der Wachstumskulte, mit ihren starken Einschlügen von Animismus, d. h. Glauben an die Naturbeseelung, und an den Zusammenhang der Naturgeister mit dem Totenreich.

Hand in Hand mit dieser Art von Vorstellungen einer meist weiblichen Lebensgöttin, ihres Partners, des Wachstumsheros und des Geisterheeres geht leicht die Praxis des Zaubers. Diese Gesamtheit der vegetationsverbundenen Mächte glaubt der Mensch immerhin so weit seinem Einfluß ausgesetzt, daß er sie durch rituelles Tun zur Betätigung in seinem Sinn, zumeist zur Beförderung des Pflanzenwuchses und der Fruchtbarkeit, zwingen könne. Das hat mit zu der folgereichen Ausbildung der Geheimdienste geführt, die eine Welt für sich bilden.

Fraglos geht auf die Denkweise, in die wir uns im Vorstehenden kurz hineinzudenken versucht haben, ein großer Bestandteil der griechischen Götterwelt zurück. In mehreren Ausprägungen treffen wir auch auf griechischem Boden die Zweiheit des Vegetationskultes an. Sie hat zwar ein bevorzugtes Verbreitungsgebiet in der vorderasiatisch-ägyptischen Welt. Bei dem einen oder andern Paar, wie Semele — Dionysos, Leto — Apollo, ist zwar die urtümliche Vegetationsbedeutung mitsamt der untergeordneten Stellung, die dem Gesellen der Göttin von Haus aus eignet, vollkommen verwischt. Aber die Annahme der ursprünglichen Verwurzelung der Paare in der Welt des Wachstumskultes legt sich schon durch ihre Herkunft aus dem großen, vorwiegend vorderasiatischen Rückzugsgebiet

⁵ Die nähere Begründung der vorstehenden Auffassung sowohl des Dionysos wie des Apoll ist in dem Anm. 2 genannten Werk gegeben. Für Apollo ist sie sehr umstritten; vgl. darüber den Bericht von J. B. Allo: *Revue des sciences philos. et théol.* Bd. 25 (1936) S. 522 f.

dieser uralten Kultweise nahe, für das unlängst Fritz Kern in Bonn den Namen „taurische Ecke“ geprägt hat. Die Gottheiten von Eleusis, Demeter und Kore, gehören zweifellos hierher. Die Mutter (der griechische Gegenwert des Wortes steckt ja in Demeter) und das Mädchen (das bedeutet Kore) stehen für die Naturkraft und ihr Erzeugnis, die alljährlich sich erneuernde Vegetation. Darum muß Kore auch alljährlich die Hälfte der Monate zur Unterwelt. Das verstanden schon manche der Alten, aber die örtliche Dichtung hat den einfachen, durchsichtigen Naturmythus zu einer Novelle vom Raub der Tochter durch den Aidoneus, den Gott der Unterwelt, ausgestaltet und menschlich schöne Motive, wie das mütterliche Trauern und Suchen und das Wiedererlangen der Tochter, ihm abzugewinnen verstanden. In der weiteren Entwicklung des Mythos und Kultus von Eleusis sind örtliche Heroen, wie Eubuleus und Keleos, hinzugetreten, und es hat nicht an einer so merkwürdigen Gottfigur gefehlt, wie Jakchos sie darstellt. Er scheint ursprünglich nichts anderes zu sein als die Verkörperung des Jubelrufes, der bei der alljährlichen herbstlichen Festprozession von Athen nach Eleusis erscholl.

Hier packen wir einen selbständigen Entstehungsgrund mythischer Gottfiguren.

Der mythische Trieb ist nun nicht allein aus dem Bestreben einer Naturerklärung und Naturbemeisterung entsprungen. Er lehnte sich auch an etwas noch weit Elementarerer an, nämlich an das im Menschen psychologisch grundgelegte Gestaltungsbedürfnis. Ein reines Geistwesen ist für die menschliche Erkenntnisweise ein besonders fernliegender Gegenstand. Alles Geistige sucht sich der Mensch zu versinnlichen. So erklärt es sich ja auch, daß die Menschheit in dem Jugendstadium ihrer Entwicklung, in dem sie sich noch an den echten Gottesbegriff anklammert, sich Gott unter dem Bild eines Vaters vorstellt. Es ist leicht einzusehen, wie nahe es nun lag, diesen Vatergott in dem Stammvater aufgehen zu lassen. Wir weisen hier darauf hin, weil mit dieser geschichtlich nachweisbaren Vermischung tatsächlich ein neuer Quellbezirk mythischer Gestaltungen aufgedeckt ist⁶. So gibt es deren noch mehrere⁷.

Wenn ein Volk sich grundsätzlich einmal dem Hang ergeben hat, das Göttliche in begrenzt gedachten Gestalten zu versinnlichen, so ist sehr bald die Grenze zwischen einer erlaubten bloßen Personifikation geistiger Begriffe und der Ausbildung personifizierter Götter nicht mehr zu unterscheiden. Eine in sich berechnigte, ja bewundernswerte phantasiemäßige Ausprägung einer abstrakten Idee kann dann sehr leicht in die Reihe

⁶ Namentlich der Manismus gründet zum Teil auf religiöser Verehrung des Stammvaters. Ebenso hat der Stammvater sich vielfach zum Heilbringer entwickelt; dessen Verhältnis zur Christusgestalt beleuchtet ausgezeichnet A. van Deursen in seiner Monographie „Der Heilbringer“ (Groningen 1931) S. 376—379. Auf griechischem Boden hat der Manismus seinen Einfluß zur Ausbildung der Heroenverehrung geltend gemacht. Über diesen Umweg hat er auch hier zur Entstehung einer spezifisch-hellenistischen Idee des königlichen Heilbringers mitgewirkt, d. h. eine der Formen des Herrscherkultes mitgeschaffen.

⁷ Ausführlicher darüber W. Schmidt, Ursprung und Werden der Religion (Handbuch der vergl. Religionsgeschichte), Münster 1930.

mythischer Gottgestalten einrücken⁸. Sieht man von der Verkehrtheit der göttlichen Verehrung, die man einer solchen Idee zollte, ab, so kann es sein, daß sie selbst noch durchaus annehmbar ist und menschlich anspricht.

Viele der ursprünglich blutvolleren griechischen Götter sind durch die Entwicklung dazu gelangt, daß ihr Wesen in die Aufgabe einmündete, die plastische, anschauliche Darstellung einer bestimmten Idee zu übernehmen. Es sind nun offensichtlich durchaus nicht bloß positive religiös-sittliche Werte, deren konkrete Versinnbildlichung wir in diesen Gottheiten vorfinden. So ist z. B. Aphrodite schließlich kaum mehr als die Verkörperung der sinnlichen Leidenschaft⁹. Ganz anders aber steht es um eine Athene, eine Hestia, eine Demeter. Auch der christliche Besucher, der durch ein Museum griechisch-römischer Altertümer schreitet und dabei die Gestalten des Zeus, der Athene, der Hera auf sich wirken läßt, kann ergriffen werden von dem idealen Sinn, der so herrliche Gestalten ersann und formte. Aber er bleibt sich bewußt, daß es menschliche, geschaffene Werte sind, die hier in idealer Ausprägung verkörpert und sinnhaft nahegebracht sind¹⁰.

Das ist denn auch in der Tat das Urteil der Kirche gewesen. Sie hat nicht in finsterem Fanatismus die Schöpfungen der antiken religiösen Kunst vernichtet. Sie ist wohl vorgegangen gegen den göttlichen Kult, den man vermeintlichen Wesen zollte, als deren Bilder diese Kunstwerke dem einfachen Volk galten. Sie hat darum die Tempel dieser Gottheiten ihrer Bestimmung entzogen, sie vielfach zu christlichen Kirchen umgestaltet. Oder sie hat auch diese Tempel, wenn ihr Dasein eine ständige Versuchung zur Weiterführung des heidnischen Kultes war, vernichtet¹¹. Aber nicht erst in der Renaissance des 15./16. Jahrhunderts haben die Päpste in Rom Verständnis gezeigt für die Schöpfungen der antiken, zumeist religiösen Plastik. Es ist uns durch ausdrückliche geschichtliche Zeugnisse überliefert, daß in Rom die Bildwerke der Götter, soweit sie nicht nach christlichen Begriffen das Schamgefühl verletzten, ruhig an den öffentlichen Plätzen erhalten blieben¹². Im Sitzungssaale des Senates frei-

⁸ Die arischen Völker zeigen eine ausgesprochene Neigung zur Hypostasierung göttlicher Abstracta besonders aus dem Bereich des Schicksalsbegriffes (vgl. K. Beth, Einführung in die vergl. Religionsgeschichte, Berlin 1920, S. 49 ff.).

⁹ Jedenfalls ist das die Seite, auf die mit Vorzug die ursprünglich auf das ganze Gebiet des Lebens sich erstreckende Zuständigkeit dieser Göttin überwiegend beschränkt worden ist. Die lateinische Venus ist, wie Meillet nachgewiesen hat, Göttin der *venustas* (Comptes rendus de l'Académie des inscr. 1929, S. 333).

¹⁰ Fortschritte der griechischen Vorgeschichte haben besonders durch Auswertung der kretisch-mykenischen Funde die Verwurzelung der meisten griechischen Göttinnen in der uralten Naturherrin erwiesen. Aber die Arbeit der Dichtertheologen hat die Differenzierung vollzogen, die der bildenden Kunst die Verlebendigung scharf geschiedener Typen ermöglichte.

¹¹ Für dieses Verfahren ist die Zerstörung des Apollotempels auf dem Monte Cassino bezeichnend; für das andere Verfahren sind viele römische Kirchen lebendige Beispiele. (Bei Santa Maria sopra Minerva sagt es schon der Name, ebenso bei der heute noch Pantheon genannten Rundkirche.)

¹² Vgl. J. Grisar, Geschichte Roms und der Päpste I (Freiburg 1901) S. 23.

lich mußte die Statue der Göttin Victoria trotz des Widerspruchs des Heiden Symmachus weichen, weil sie eben hier als das äußere Zeichen einer ausdrücklichen Duldung, ja Guttheißung des alten Götterkultes aufgefaßt werden konnte¹³.

Es ist heute wissenschaftlich nicht mehr erlaubt, die Frage, ob bestimmte mythische Götter in den Heiligen der katholischen Kirche fortleben, in dieser allgemeinen Form überhaupt noch aufzuwerfen. Ein christlicher Heiliger ließ sich von den einfachsten Christen der alten Kirche nicht mit einem Gott verwechseln¹⁴. In den ersten vier Jahrhunderten n. Chr. sind, wenn wir von der Mutter des Herrn absehen, überhaupt nur Martyrer als Heilige geehrt worden. Diese Martyrer waren aber gerade im Kampf gegen die mythischen Heidengötter gefallen. Es ist ausgeschlossen, daß man diese Tatsache so weit vergessen hätte, daß man nun diese Martyrer bewußt an die Stelle der nämlichen heidnischen Götter hätte treten lassen. Absolut gesprochen, konnte wohl einmal der Sinn eines heidnischen Kultes, der an irgend einer heiligen Stätte geübt wurde, so stark in Vergessenheit geraten, daß man schließlich einen Heiligen als den tatsächlichen Adressaten oder Inhaber des Kultes vermutete. In einem solchen Falle wäre ein geschichtliches, aber kein religiöses Fehlurteil erfolgt¹⁵. Wenn die Statuette einer Mutter mit Kind, die vielleicht von ihrem Bildner bestimmt worden war, eine heidnische Muttergöttin darzustellen, von Christen übernommen wurde, die sie auf die Mutter des Herrn und ihren Sohn bezogen, so war das ganz unbedenklich. Denn das Bild war an sich nur die Versinnlichung eines Verhältnisses, das zwischen Maria und Jesus tatsächlich obwaltete, des Mutter-Kind-Verhältnisses¹⁶. Es mag auch zugegeben werden, daß — um bei diesem Beispiel zu bleiben — die Mutter des Herrn sich in den Herzen der Heiden an die Stelle geschoben hat, die früher von dieser oder jener Heidengöttin beschlagnahmt war¹⁷. Mit andern Worten: mancher Heide oder manche Heidin, die bislang zu Juno oder Isis gebetet hatten, lernten mit ihrer Bekehrung die Mutter des

¹³ Daher die Energie, mit der sich Ambrosius für die endgültige Fernhaltung der durch Gratian beseitigten Statue bei Valentinian II. einsetzte.

¹⁴ Vgl. das Anm. 2 genannte Werk Kap. 14.

¹⁵ Daß aus historischen Fehlurteilen anderer Art die Schar der Heiligen Zuwachs bekommen konnte, ist noch verständlicher. Erkenntnis des Minderwertigen auf diesem Gebiet besagt nicht Leugnung des Ausgezeichneten; vielmehr ist hier Auslese des Unkrautes gleichbedeutend mit der Rettung der Ernte (Formulierungen von H. Delehaye, Die hagiographischen Legenden, Kempten 1907, S. V).

¹⁶ Den Fall glaubt Cabrol im Dictionn. d'Arch. chrét. II 2298 an einem Beispiel aus Karthago belegen zu können.

¹⁷ Sehr umsichtig hat diese Erscheinungen schon A. Beugnot in seinem Werke „Histoire de la destruction du paganisme en occident“ (I, Paris 1835, S. 270 ff.) beurteilt. Dabei ist sein folgender Gedanke am meisten beachtlich: „Wenn es der Vorsehung darauf ankam, die strengen Dogmen des Christentums durch die Weihe einiger zarter, rührender, tröstlicher Ideen zu mildern, die eben dadurch der gebrechlichen Natur des Menschen angepaßt waren, so ist es einsichtig, daß diese Vorstellungen, ganz abgesehen von ihrer Form, dazu beitragen mußten, die letzten Heiden von ihren Irrtümern abzubringen; die Verehrung Mariä, der Mutter Gottes, scheint das Mittel gewesen zu sein, dessen sich die Vorsehung bedient hat, um das Christentum zu vollenden“ (pour compléter le christianisme).

Herrn anrufen. Es war die Pflicht der katechetischen Unterweisung, sie vor einer falschen Art und Weise der Verehrung auch der Mutter des Herrn zu bewahren. Es gab namentlich in den Jahrzehnten, die auf den Sieg des Christentums folgten, viele Massen- und Scheinbekehrungen. So konnte es wohl in einzelnen Fällen geschehen, daß heidnische Kultweisen, d. h. Formen des Anbetungskultes, auf Maria übertragen wurden. So gab es in Phrygien Frauen, die der Mutter des Herrn kleine Kuchen (Kollyris genannt) als Opfer darbrachten. Die kirchliche Behörde ist sofort kräftig gegen diesen Mißbrauch der Frauen (der Kollyridianerinnen) eingeschritten¹⁸.

Ein Überblick über die antike Philosophiegeschichte wie auch das Geschichtsbild der antiken Volksreligion (wie wir ihn an anderer Stelle geboten haben), tut deutlich dar, daß der Glaube an die Wirklichkeit der angestammten Götter, die in Griechenland im wesentlichen alle Götter des Mythos waren, sehr früh Schaden litt, daß aber trotzdem der Kult im großen ganzen pflichtmäßig blieb, wenn er auch in der Kaiserzeit der Hauptsache nach durch den Cäsarenkult abgelöst wurde. Die Heiden selbst, namentlich die Philosophen, hatten eine Menge Stoff bereitgestellt, um die Unmöglichkeit darzutun, daß die Götter des Mythos, in dem Sinne, wie der Mythos sie zeichnete, Wirklichkeit seien¹⁹. Dieses gesamte Stoffgut konnten sich die altchristlichen Apologeten zu Nutze machen. Und sie haben es getan. Im besonderen haben sie sich das System des Euhemerios zu Nutzen gemacht²⁰. Die besondere Erforschung des Standes der Volksreligion in den ländlichen Gebieten des römischen Kaiserreiches durch Toutain hat gezeigt, daß tatsächlich die eingesessenen ererbten Götter im niederen Volke noch viele gläubige Anhänger hatten. Darum ist der Kampf der christlichen Schriftsteller gegen die alten mythischen Götter nicht einfachhin als eine gewohnheitsmäßige Fortsetzung einer festgefahrenen Überlieferung anzusehen, sondern er entsprach einem tatsächlichen praktischen Bedürfnis.

II. Ein Hauptgrund, warum schon vielen heidnischen Philosophen die mythischen Gottgestalten verdächtig waren, lag in der Anstößigkeit der Mythen. Soweit diese nachweislich junge Erfindungen bestimmter Dichter, wie des Homer, waren, konnte man immerhin versuchen, die Gottgestalten selbst vom Mythos zu trennen²¹. Manche Götter waren aber begrifflich

¹⁸ Vgl. darüber F. J. Dölger, *Antike und Christentum* I (1929) S. 107 ff.

¹⁹ Die Geschichte der philosophischen Bekämpfung der mythischen Religion faßte P. Decharme in dem Buche zusammen: *La critique des traditions religieuses chez les Grecs des origines au temps de Plutarque* (Paris 1906).

²⁰ Über die Auswertung der heidnischen Götterpolemik durch die Christen siehe kurz J. Geffken, *Zwei griechische Apologeten* (Leipzig 1907) S. XVII. Es ist zuzugeben, daß der Euhemerismus seit Klemens von Alexandrien von den kirchlichen Schriftstellern mehr herangezogen wird, als es die eigentlichen sog. griechischen Apologeten getan hatten. Der Grundgedanke des Systems (die „Götter“ waren hervorragende Menschen der Vorzeit; Dankbarkeit, Bewunderung, Schrecken brachte ihnen die Anerkennung als Götter) schien Erklärung und Leugnung der Götter zugleich.

²¹ Dieser Wille, die Würde der Gottheit aus der Hinabzerrung ihres Namens in die Welt des vermenschlichten Mythos zu befreien, liegt den Spottversen des

ihrem Wesen nach sehr eng an Mythen gebunden, die in sich widersprechend oder gar unsittlich waren. In diesem Falle mußte die Preisgabe des Mythos ein Abrücken von der Gottgestalt selbst nahelegen. Im allgemeinen schied der antike Mensch in allen für uns geschichtlich erreichbaren Stadien, gerade auch in den frühesten, Mythos im Sinne der Götter- und Heldensage von der Religion, die er den angestammten Göttern zollte (die wir im Vorstehenden als mythische Götter bezeichneten). Er glaubte — wenigstens in den ältesten Jahrhunderten — wirklich an das Dasein der Götter, hielt sich aber wohl nie daran gebunden, die mythischen Erzählungen, die sich um die Götter schlangen, als geschichtliche Wirklichkeit zu nehmen²². Das ist eine sehr wichtige Feststellung. Sie hilft uns, die Möglichkeit einer Übertragung mythischer Götterlegenden auf die Person Christi und seiner Mutter zu beurteilen.

Jesus ist zu einer Zeit auf Erden erschienen, die im vollen Licht der Geschichte steht. Sein ganzes Leben hat sich in einem Volke abgespielt, das streng am Eingottglauben festhielt und sich gegen den heidnischen Vielgötterwahn gerade seit den letzten vier Jahrhunderten, die der Geburt des Herrn vorausgingen, im steigenden Maß abgesperrt hat. Die Belastung des heidnischen Mythos mit unsittlichen Einschlügen mußte den Abscheu vor ihnen nur noch vermehren²³. In diesem Volkstum ist das Evangelium jahrelang fast ausschließlich gepredigt worden, hier wurden die Berichte geformt, die von den Evangelisten später zu ihren Evangelien zusammengeordnet wurden. Die psychologische Möglichkeit, daß sich heidnische Götersagen in diese Berichte eingeschlichen hätten, muß vollkommen verneint werden.

Als nun das Evangelium vor die Heiden getragen wurde, stießen Mythos und Evangelienbericht —, oder, zur Zeit, da die Evangelien noch nicht aufgeschrieben waren —, Mythos und Christusbotschaft aufeinander. Die Botschaft über Christus wurde immer dargeboten als geschichtliche Tatsache, die durch Zeugen beglaubigt wurde wie jede andere Kette geschichtlicher Ereignisse. Die Verkünder dieser Botschaft nennen sich daher mit Vorzug Zeugen. Über diesem Zeugnis baut sich dann freilich, nachdem die Einsicht in die göttliche Sendung Jesu gewonnen ist, der Glaube auf. Aber auch er ist erst recht ein festes Ja sagen, eine Hingabe des Verstandes an die göttlichen, geheimnisvollen Wahrheiten, die Christus gebracht und verwirklicht hat. Dadurch hebt er sich scharf ab von der Unsicherheit, von der Unverbindlichkeit, von dem Unverbürgtsein, der Veränderlichkeit des Mythos und der mythischen Haltung. Auch der schlichteste Heide hat beim Übertritt zum Christentum diesen Unterschied empfunden, auch bei ihm trat eine psychologische Fremdheit gegenüber dem Mythos ein²⁴.

Xenophanes von Kolophon (etwa 565—475 v. Chr.) zu Grunde, aus denen die bekannte Anklage gegen Homer und Hesiod auf uns gekommen ist.

²² Dies hat besonders Wilamowitz verteidigt (*Der Glaube der Hellenen* I, Berlin 1931, S. 17).

²³ In der Sprache des Alten Testaments steht *abominatio* (= Abscheu) für Götzendienst.

²⁴ Die hier ganz kurz zusammengefaßten Gedanken sind andern Ortes ihrer

Dazu kommt ein anderes. Der Mythos war im heidnischen Altertum gewissermaßen freigegeben. Er unterstand keiner Autorität, die ihn regierte oder überwachte. Die Dichter konnten ziemlich willkürlich mit ihm schalten und ihn ändern. Daß man an bestimmten Kultplätzen bestimmte Formen eines Mythos in traditioneller Bindung weitererzählte, hebt die eben beschriebene Eigenart des Mythos nicht auf. Die Christusbotschaft und der Christusglaube, kurz der Inhalt des Christentums, ist niemals dem privaten Belieben überlassen gewesen. Der Glaube erscheint von Anfang an als Besitz einer religiösen Organisation mit fester Verfassung, eben der von Christus gestifteten Kirche. Diese ist vor allem auch eine Lehranstalt. Hier gibt es etwas, was es im griechisch-römischen Heidentum nie gegeben hat: beamtete religiöse Lehrer. Zwar hat das einfache Glied einer christlichen Gemeinde Anteil am Beruf, die Christusbotschaft weiterzutragen und so den Ausbau der Kirche zu fördern²⁵. Aber es weiß sich bei dieser seiner Mitarbeit am Missionswerk ganz der Kirche untergeordnet und an sie gebunden, wie ja auch sein persönlicher Glaube aus der Hand der Kirche von ihm entgegengenommen wurde und immer ihrer Leitung unterstellt bleibt. Die Inhaber der kirchlichen Lehrgewalt sind von Anfang an die Bischöfe. Die Bewahrung der christlichen Botschaft vor jeder Überfremdung mit heidnischem Mythos ist bei ihnen um so mehr sichergestellt, als sie sich gegenseitig überwachen und die übereinstimmende Lehre der Körperschaft für jedes einzelne Mitglied ihres Kollegiums für verbindlich erklären. Diese allgemeinen Feststellungen lösen freilich nicht alle die einzelnen Einwände, die man gegen die Geschichtlichkeit der Evangelienberichte vorgebracht hat, aber sie schaffen grundsätzlich deren Verdächtigung als Mythen für jeden denkenden Menschen aus dem Wege.

Der Bildungswert des griechischen Mythos (von einem römischen Mythos kann man eigentlich nicht sprechen, da die römische Religion wesentlich mythenlos war) liegt auf einer andern Ebene als der religiösen Welt. Zwar ist der Mythos insofern ein echtes Kind des griechischen Geistes, als er dessen lockere sittliche Anschauungen offenbart; er spiegelt aber auch die bewundernswerte Tiefe und Vielseitigkeit der hellenischen Seele wieder. Werner Jaeger hat in seiner „Paideia“ dargestellt, wie eng namentlich die ältere griechische Volksbildung sich an den Mythos klammerte und aus ihm Vorbild und Antrieb für die Lebensgestaltung zu gewinnen suchte. Es ist bekannt, wie Plato sein Höchstes und Bestes in der Einkleidung des Mythos bietet. Darin liegt mehr als die bloße Verbeugung vor einer altgeheiligten Darstellungsform. Der Dichterphilosoph will andeuten, daß er in dem ethisch-religiösen Gemeinwissen, wie es sich im Mythos niedergeschlagen hat, größere Weisheit und vor allem stärkere Sicherheit anerkennt. Die griechische Philosophie hat bei ihrem Ausgang, in den Zeiten des Neuplatonismus, in einer Weise sich wiederum der

Wichtigkeit entsprechend an mehreren Stellen entfaltet (Der Christliche Glaube I S. 44—52 u. ö.).

²⁵ Dies betont, nachdem das Charisma des evangelischen Wanderpredigertums längst erloschen war, u. a. kräftig Klemens von Alex. (z. B. Str. II).

mythischen Denkweise ergeben, die die platonische Maßhaltung stark vermissen läßt. Aber sie hat ebendadurch noch einmal offenbart, wie tief der mythische Trieb in der Seele des antiken Menschen verankert war.

Von hier aus verstehen wir den menschheitspädagogischen Wert der göttlichen Herablassung, die sich in dem Eintritt des Gottessohnes in den Ablauf des sichtbaren Weltgeschehens betätigt hat. Sie hat den Anlagen des Menschen zu sinnlicher Anschauung eine Nahrung geboten, die inhaltlich, an dramatischer Spannung und an Reichtum und Abwechslung der Ereignisfolge, alles überbot, was antike mythenbildende Phantasie ersonnen hatte. Dazu trat die jubelnde Gewißheit: „Was von Anfang an war, was wir gehört, was wir mit unsern Augen gesehen, was wir geschaut und unsere Hände betastet haben vom Worte des Lebens — das Leben ward offenbar“ (1 Joh. 1, 1).

Das Geheimnis der Selbsterziehung

Von Prof. Dr. Friedrich Schneider, Köln

Für den gottgläubigen Menschen ist der Ausdruck „Geheimnis der Selbsterziehung“ durchaus sinnvoll und selbstverständlich. Er weiß, daß der ganzheitliche Prozeß der sittlich-religiösen Selbsterziehung seine Kräfte aus einem doppelten Lebensgrund, dem der Natur und dem der Gnade, empfängt und daß die aus dem zweiten Bezirk stammenden Kräfte sich aller Berechnung und jeder wissenschaftlichen, insbesondere psychologischen Erfassung entziehen und für ihn nach Ursprung, Stärke und Wirkungsweise geheimnisvoll und unerforschbar bleiben werden.

Der vernunftstolze und wissenschaftsgläubige Diesseitismensch dagegen wird sich versucht fühlen zu bestreiten, daß die volle Einsicht in das Wesen der Selbsterziehung die menschlichen Erkenntniskräfte übersteige, und wird die Formulierung „Das Geheimnis der Selbsterziehung“ vielleicht nur gelten lassen, wenn damit zum Ausdruck gebracht werden soll, daß bis jetzt die Forschung das Wesen, die Erscheinung, den Verlauf und die Gesetze der Selbsterziehung noch nicht ganz geklärt habe, daß also für sie wenigstens noch ein Rest von Geheimnis bestünde, wenn dieser sich auch über kurz oder lang der wissenschaftlichen Untersuchung erschließen werde. Wenn er wissenschaftsoptimistisch und insbesondere sehr psychologiegläubig ist, so sieht er vielleicht den Tag in mehr oder minder großer Nähe, da wir volle Einsicht in das Wesen und die Gesetze der Selbsterziehung besitzen und sie völlig rationalisieren können. Ja, wenn man manche praktische Anleitung zur Selbsterziehung liest, gewinnt man bereits heute den Eindruck, als sei der Gesamtatbestand, den wir mit dem Wort Selbsterziehung bezeichnen, wissenschaftlich völlig geklärt und daher die völlige Rationalisierung der Selbsterziehung durchaus möglich.

Es würde dann also von dem Menschen, der den Willen zur Selbsterziehung besitzt, nur gefordert, daß er sich mit dieser wissenschaftlichen Theorie der Selbsterziehung beschäftige und sich ihre Technik zu eigen